

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wöchentliche Beilage zum
Usinger Kreisblatt.

1915.

Die Erbschaft des Spiegelbauern.

Erzählung von Karl Bienenstein.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Katharina stemmte die Arme in die Hüften und rechte drohend knochige Gestalt: „Na, dann sag' i ihm, ob er glaubt, daß wir mit dem Heiraten warten sollen, bis wir steinalt sind, ob er nicht, daß wir uns das Maurerhäusl auffelchen können wie a weinsnipperl, und was er überhaupt glaubt, ob i ein Teut bin, man für ein Narr'n halten kann, ob er glaubt, daß i glaub', er mir überhaupt was gibt. So werd' i reden mit ihm, und morgen geh' i zu ihm, und übermorgen kommt wieder her, da sag' i dir dann, was er g'sagt hat.“

Frantz Xaver sah mit unverhohlener Hochachtung zu seiner Braut wie sie das alles nur so hervorprudelte, und eine innere Stimme ihm, daß solche Sprachfertigkeit wohl anerkennenswert, aber auch gefährlich sei, nämlich für den Ehemann, und be-

ähnliches ent-
wickeln hat. Vor-
sicht ihm aber
Jungengeläu-
dlich ge-

„Na, wannst a so
redst, dann
doch, daß er
reden laßt und
einmal 'raus-
Also probierst
Vorfall, und b'hüt'
dott, Kathl.“

Damit reichte er
braut die Hand,
mit kräftigem
ergriff, indem
widerte: „B'hüt'
dott, und über-
reden wir halt

„Gut is's. Gut“

„Gut Nacht!“

Damit schied das
paar. Kein Kuß
gewechselt, denn
waren der
daß sich so et-
gelegte Leute

und nur bei Anknüpfung von Liebesverhältnissen in
Jahrgängen Daseinsberechtigung habe.

Die Jungfer Katharina wieder zum Hause kam, stand der
vor der Tür. Als er ihrer ansichtig wurde, verzog er das
zu einer spöttischen Miene und sagte: „Na, seid's wieder
beieinander g'weßt, ihr zwei ewigen Brautleute?“

„Angeredete sagte aber den Scherz schief auf und biß sofort
„Mein' Arbeit hab' i 'tan, und was i weiter tu', geht kein
was an.“

„Na, ich werd' doch was sag'n dürfen!“

Der Großmagd brummte etwas Unverständliches und wollte
Bauern vorüber ins Haus.

„Wann heiratet ihr alsdann?“ fragte er wieder.

„Wann wir a Geld haben,“ war die kurze, nicht gerade im
der Freundschaft gehaltene Antwort.

„Und wann wird dann das sein?“ forschte der Bauer in seines
Bosheit weiter.

„Wann die Teut' einmal aufhör'n, sich in Sachen einzumischen,
die sie nix angehn!“

Mit diesen Worten rauschte Katharina an ihrem Gebieter vor-
über, und im nächsten Augenblick schlug eine Tür mit so heftigem
Gepolter ins Schloß, daß der getreue Hofhund, der sich bereits in
seiner Hütte zur Ruhe gelegt hatte, wieder hervorsprang und wütend
den eben über dem Walde emporsteigenden Mond anzubellen be-
gann, den er jedenfalls für den Anführer des jähren Varmes hielt.

Kopfschüttelnd ging der Bauer in die Stube hinein und sagte
hier zu seiner Frau: „Na, heut is die Kathl wieder mit dem linken
Fuß aufg'standen. Mit der is's bald nimmer zum Aushalten.“
Behmütig stimmte die Frau dem Gatten zu und machte die richtige
Bemerkung: „Es is halt doch für ein Weibsbild nit gut, wann sie
so lang ledig bleibt.“

2.

Der alte Jagl-Lipp, eigentlich Gottfried Hofjagl, war ein
kleines, verchrumpftes Männlein. Seinem Körper mangelte so sehr



Strasensammlung des roten Halbmondes in Konstantinopel. (S. 39)
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

jegliches Fett, daß er
einen geradezu feuer-
gefährlichen Eindruck
machte. In dem mit
grauen Bartkoppeln
behaarten Gesicht sah
eine scharfgebogene
Kraubvogelnase, und
zu beiden Seiten der-
selben waren zwei
listige Auglein in fort-
währender Bewegung.
An dem ganzen Männ-
lein war etwas Zapp-
liges wie bei einem in
einem Glase umherge-
heften Goldfischlein.

Und als Gold-
fischlein galt auch der
alte Jagl-Lipp. Er
war der einzige Sohn
eines reichen Land-
wirtes gewesen und
hatte, als er selbstän-
dig geworden war, sich
auf das einträgliche
Geschäft eines Vieh-
und Getreidehändlers
geworfen. Sämtliche
blinden Pferde, die in
der Umgebung ihr Da-
sein fristeten oder ge-

fristet hatten, sollten durch seine Hände gegangen sein, wo sie aller-
dings diesen störenden Fehler niemals hatten. Nach seiner eigenen
und im höchsten Grade glaubwürdigen Aussage hatte er nur immer
vollkommen tadellose Pferde gekauft, und nur ein teuflischer Zufall
verwandelte die edlen Tiere in den nächsten acht Tagen in miserable
Schinder. Auch beim Getreidehandel hatte der Jagl-Lipp ein ganz
merkwürdiges Glück. Er kaufte nur das schlechteste Getreide und
kaufte es mit Vorliebe, allerdings nur aus Liebe zu seinen Viese-
ranten; wenn er aber das Getreide vier Wochen hatte, dann ver-
wandelte es sich von selbst ganz ohne sein Zutun in feinste Ware,
und als solche brachte er es auch an den Mann.

Dieses merkwürdige Geschäftsglück hatte nun, wie das ja immer
zu sein pflegt, den Neid der Zeitgenossen geweckt, und der drückte
sich darin aus, daß sie den Jagl-Lipp einen abgefeimten Halunken
nannten, einen Geizhals, einen Bucherer, ohne aber mit diesen
Ausdrücken irgendwie ehrenvolle Begriffe zu verbinden. Ja, sie
meinten sogar, der Jagl-Lipp sei selbst dem Teufel zu schlecht, sonst

hätte er ihn längst geholt. Leider aber, mußten sie hinzufügen, dürfe man sich mit ihm nicht verfeinden, denn er sei eben ein Geldmann, den man dann und wann sehr gut brauchen könne. Außerdem aber genoß der Zagl-Pipp doch auch einen gewissen, wenn auch widerwillig zuerkannten Grad von Hochachtung. Sein Geschäft hatte sich nämlich so sehr vergrößert, daß er von Jahr zu Jahr öfter nach Wien fuhr und auch von dort Besuche empfing, meist von Männern von sehr beruhigendem Aussehen, die auf der Nase goldene Zwicker und über dem runden Bäcklein dicke Uhrketten aus demselben gesuchten Metall trugen.

In der letzten Zeit hatten diese Besuche allerdings aufgehört. Der Zagl-Pipp war nämlich eines Tages krank von Wien heimgekommen, und dieser Körperzustand hielt so hartnäckig an, daß er, wie er selbst sagte, seinen Geschäften nicht mehr nachkommen konnte. Er gab den Vieh- und Körnerhandel auf und verkaufte selbst sein Anwesen, allerdings so, daß er sich das Kellerstöckl ausbedingte und den neuen Besitzer schwarz auf weiß verpflichtete, ihm die zum Leben nötigen Naturalien zu liefern. Für diese Begünstigungen hatte er ja, wie er meinte, das Haus mehr als zur Hälfte verschenkt. Das war so schnell gegangen, daß sich die biederen Ortsgenossen diese Eile gar nicht erklären konnten. Aber der Zagl-Pipp ging mit so zufriedenem Gesicht umher, als hätte er den Haupttreffer gemacht, und deshalb kamen sie zu der wohlbegründeten Ansicht, er hätte so viel zusammengespart, daß er sich nun auf seinen Geldsäcken ausruhen könne.

„Ich möcht' die Sparkassabüchl haben, die in seiner Truhe liegen,“ sagte mancher bekümmert, der solche Literaturzeugnisse nicht hatte. Und die anderen nickten mit dem Kopfe. Ja, diese Truhe mußte was enthalten, denn der Zagl-Pipp wachte über sie wie eine Gluckhenne über ihre Küchlein. Verheiratet war der Zagl-Pipp aus Sparamkeitsrücksichten nie gewesen. Seinen Haushalt hatte ihm mehrere Jahre seine Nichte Katharina Palsinger geführt. Dann aber hatte er sogar sie seinem Geize, wie die böse Welt behauptete, zum Opfer gebracht, freilich nicht ohne ihr zu versprechen, daß sie nach seinem Tode als einzige Verwandte seine Universalerin sein sollte. Kein Wunder also, daß besagte Jungfer Katharina der Gegenstand heimlichen Neides seitens aller Dorfgenosse war. Nur als sich zeigte, daß der Zagl-Pipp die Absicht habe, das Alter des seligen Methusalem zu erreichen, minderte sich genanntes Gefühl, und es gab nun aufmerksame Leute, die Jungfer Katharina vorrechneten, daß sie höchstwahrscheinlich zwei oder mehr Jahre vor ihrem Erbontel dieses schnöde Jammertal verlassen werde. Der Zagl-Pipp sei es imstande, sie auf diesem Wege um ihren sauer verdienten Lohn zu betrügen.

Jungfer Katharina baute aber trotzdem auf die Gewissenhaftig-

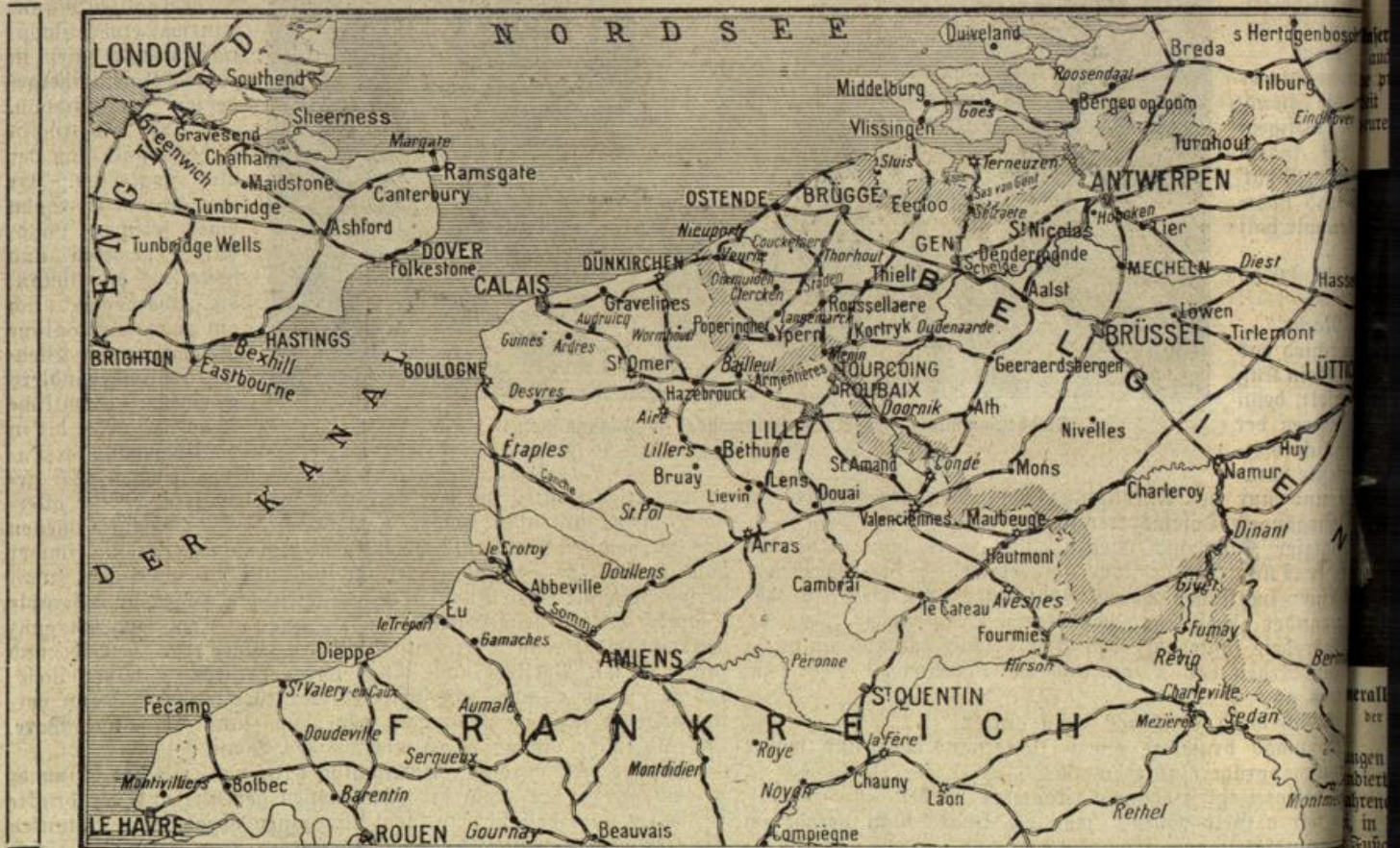


Am Schnellfeuereschütz. (S. 39)

keit ihres Onkels und gab sich der schönen Hoffnung hin, zur geeigneten Zeit schon sterben werde, und machte es Gewohnheit, wenn sie an ihr Erbe dachte, mit mehrstelliger zu rechnen. Nun kamen aber doch öfters Stunden über sie, sie mit einer geringeren Summe, aber sofort zahlbar, auch gewesen wäre, und nach der letzten Unterredung mit ihrem Bräutigam, war sie entschlossen, ihren teuren Onkel falls zu einer Anzahlung in der Höhe des Maurerhauseins anlassen.

Der Zagl-Pipp saß eben an seinem wackligen Holztische und studierte mit Eifer das ägyptische Traumbuch, als seine Nichte eintrat. „Guten Abend, Kathi, grüß dich Gott! Da setz dich hin, was bringst mir denn?“

Letztere Frage war der Jungfer Katharina nicht ganz fremd, denn sie hatte nicht die Absicht, etwas zu bringen, sondern zu holen. Ausweichend entgegnete sie: „Ich hab' nur gra-



Karte vom Kriegsschauplatz in Belgien und Nordfrankreich. (S. 39)



Eine russische Landstraße im Tauwetter.

Kriegsminister, erblickte in Kassel als Sohn eines Obermedizinalassessors das Licht der Welt. Er trat als Fahnenjunker in das Infanterieregiment Nr. 83 ein und stand mehrere Jahre als Leutnant in Trier. 1898 wurde er als Generalstabsoffizier der 1. Gardeinfanteriedivision dem Generalstabe der Armee überwiesen, später als Abteilungschef in den Großen Generalstab versetzt und kam dann als Chef des Generalstabes des XIII. Armeekorps nach Stuttgart. 1912 wurde er Generalmajor und ein Jahr später Departementsdirektor im Kriegsministerium. Im Felde betätigte er

Gründe nicht zur Trauer gestimmt, aber sie sagte: „Ah, Better wird doch noch nit ans Sterben denken!“
 „Wohl, meine liebe Kathl, i schon!“
 „Auf schwieg Jungfer Katharina eine Weile; dann sagte sie: Maurer im Steingraben is a g'storben.“
 „Der is a g'storben? Is noch jünger g'west als ich.“
 „I hab' ihm einmal a Ruh ab'laust. Is aber nix wert das Vieh, hab' dabei Geld verlor'n.“
 „Wer's versteht, kann dort ganz gut zwei Rüh' halten.“
 „Ich nit fürchten, daß das Wirtschaftl nit gut gehn tät.“
 „Wohl! Fleißige Leut' könnten schon leben dort. Der hat halt ein bißl den Schnaps zu gern g'habt.“
 „Dann das Häusl i und der Franz haben täten, wär's uns.“
 „Freilich, freilich, wär' recht für euch.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Einige Bilder. — Ebenso wie das Rote Kreuz in den christlichen Ländern sein Gegenstück in der Türkei, der Rote Halbmond, auf eine tatkräftige Unterstützung angewiesen, wenn anders er seine segensreiche in dem Maße ausführen soll, wie es der moderne Krieg bei der Zahl der Kämpfer verlangt.

Überall wurden deshalb im Osmanenreiche für den Roten Halbmond Sammlungen veranstaltet, so auch Straßenammlungen in Konstantinopel, die ein erfreuliches Ergebnis gezeitigt haben. Auch im verbündeten Deutschland und Österreich-Ungarn sind hübsche Summen für den Roten Halbmond zusammengelassen. — Manche unserer kleineren Kriegsschiffe, vor allem die Kanonenboote, sind unter anderem auch mit sogenannten Maschinenkanonen, einer kleineren Art von Schnellfeuergeschützen, ausgerüstet, die gewissermaßen ein artilleristisches Gegenstück zu den Maschinengewehren sind. Sie werden auch wie diese bedient. — Auf dem Kriegsschauplatz in Belgien und Nordfrankreich werden allem Anschein nach in nächster Zeit neue große Kämpfe stattfinden, da die Nachrichten von starken Truppenzusammenschüßungen immer häufiger und bestimmter werden. Unseren Lesern wird deshalb die kleine Karte, die wir heute von diesen Gegenden bringen, willkommen sein. — Eine russische Landstraße bei Tauwetter kann jeden, der ge-

sich zuerst als Kommandeur der 30. Division und dann vom 27. November 1914 ab als Generalquartiermeister. — An Stelle von Feldzeugmeister Potiorek erhielt das Oberkommando über die Balkanfrontkräfte Österreich-Ungarns der General der Kavallerie Erzherzog Eugen, der als ein Mann von glänzenden militärischen Fähigkeiten gilt. Zu seinem Generalstabschef wurde Feldmarschallleutnant Adolf Krauß ernannt.

Dreizehn. — Im Klub der „Dreizehn“ in New York, dem die eifrigsten Gegner jeglichen Aberglaubens angehören, fand kürzlich ein merkwürdiges Gastmahl statt. Alle abergläubischen Gebräuche, denen heute auch noch aufgeklärte Menschen huldigen, wurden bei diesem Bankett in jeder nur denkbaren Weise verhöhnt. Die Mitglieder saßen zu je dreizehn Personen an dreizehn Tischen. Vor jedem Teller stand ein aus einem Totenschädel modellierter Leuchter mit roter Kerze. Dem Speisen, dessen Kerze zuerst niederbrannte und erlosch, wurde zu seinem baldigen Tod gratuliert. In dem Augenblick, da alle Gäste Platz genommen hatten, stürzte ein großer Spiegel von der Wand und zerbrach in tausend Scherben; natürlich war das beabsichtigt. Den Beginn des Mahls kündigte der aufwartende Oberkellner dadurch an, daß er mit einem menschlichen Armknochen an einen grinsenden Schädel schlug. Am oberen Ende jedes Tisches paradierte ein aufgespannter Regenschirm. Bekanntlich soll es Unglück bringen, wenn ein Regenschirm im Zimmer geöffnet wird. Das beleidigte Schicksal ertor sich denn auch einen dieser nützlichen Gegenstände, mit denen man ihm troste, zum Werkzeug seiner Rache. Ein Kellner, der die wohlgefüllte Suppenterrine trug, blieb mit seinem Frackschopf an einem der aufgespannten Schirme hängen, und über die Nachsitzenenden ergoß sich eine Flut heißer Brüh. Doch verdaß dieser Zwischenfall keineswegs die gute Laune. Man tafelte mit bestem Appetit, trotzdem die Speisen in den unheimlichsten Geschirren aufgetragen wurden. Das Eis erschien in Miniaturschälchen von feinstem gelblichen Porzellan auf Untersätzen, die die Form von Särgen hatten. Gegen Ende des Mahles marschierten zu den Klängen eines Trauermarsches sämtliche Kellner in den Saal, und jeder trug in hochgehobenen Händen eine Schokoladentorte, von deren dunklem Braum sich die unheimlich weiße Zuckersdekoration — Schädel mit gekreuzten Beinchen — im Schein der jede Torte zierenden dreizehn Lichter doppelt wirkungsvoll abhob. [D. v. B.]

Voraus bestehen die Vulkanwolken? — Bekanntlich werden die vulkanischen Ausbrüche von ungeheuren Wolken begleitet, die sich oftmals gewitterartig unter Blitz und Donner entladen. Bisher glaubte man, daß diese Wolken wie die gewöhnlichen Wolken aus Wasserdampf beständen, und daß die elektrischen Entladungen durch die Reibung der Wasserdampfteilchen aneinander hervorgerufen würden. Diese Annahme stand im Zusammenhang mit der Erklärung der Entstehung vulkanischer Ausbrüche. Man war nämlich der Meinung, daß vom Meere her oder auch vom Grundwasser in den unterirdischen vulkanischen Herd Wasser einbricht, und daß nun durch die plötzliche gewaltige Dampfbildung eine Art Explosion und damit der Ausbruch des Vulkans herbeigeführt wird. Der herausgeschleuderte Wasserdampf sollte sich dabei zu Wolken verdichten. Jetzt hat nun



Feldmarschallleutnant Adolf Krauß,
Generalstabschef des Erzherzogs Eugen.
Phot. J. Hartmann; Wien.



Generalleutnant Wild v. Hohenborn,
der neue preussische Kriegsminister.

ist, sie zu benützen, zur Verzweiflung bringen. Nicht richtig unterwert und maladamisiert, vielfach nichts anderes als eine breite Spur aus-
 einer Geleise, ist ihre Oberfläche nichts anderes als ein zäher, klebriger Lehm-
 in dem die Räder der Fuhrwerke bis zur Achse einsinken und die Stiefel-
 abgänger stecken bleiben. Unsere braven Feldgrauen wissen ein Lied davon
 gen. — Generalleutnant Wild v. Hohenborn, der neue preussische

Professor Albert Brun auf Grund vielfältiger Untersuchungen festgestellt, daß die vulkanischen Wolken zumeist keinen Wasserdampf aufweisen. Vielmehr bestehen sie überwiegend aus Salznäpfen, Salzsäure und Kohlenäpfen. Diese Stoffe müssen es demnach auch sein, die durch chemisches Zusammenwirken den Ausbruch veranlassen. Wenn in den Wolken Flammerscheinungen auftreten, so erklärt sich dies daraus, daß die Gasmassen durch die chemischen Vorgänge im Vulkanherd genügend stark erhitzt werden, um sich an der freien Luft selbst entzünden zu können.

Gestützt werden Bruns Untersuchungen noch durch folgende Umstände. Erstarrte Lavamassen, die verschiedenen Vulkanen entnommen wurden, enthielten stets Salznäpfen. Wenn zuweilen Wasserdampf in den Vulkanwolken vorhanden ist, so rührt dieser nur vom Regen her, der vor dem Ausbruch niederging und durch die sich im Vulkankegel entwickelnde Hitze verdampfte. Er ist also bloß eine zufällige Begleiterscheinung. Es zeigt sich dies deutlich durch Vulkane, die in regenlosen Gebieten liegen. Zu ihnen gehört beispielsweise der Timanfayavulkan auf der Insel Lanzarote, die zu den Kanarischen Inseln zählt. Hier regnet es niemals. Infolgedessen sind die Wolken dieses Vulkans auch stets vollständig frei von Wasserdampf. [Th. S.]

Liebig's Trintgeld. — Als der berühmte Chemiker Justus v. Liebig noch Professor in Gießen war, kam eines Tages ein Landmann aus der Umgegend dorthin, um seine Steuern zu bezahlen. Das dazu bestimmte Geld, lauter blanke Silbertaler, trug er in einem leinenen Beutel verwahrt in einem Korbe bei sich, in dem er gleichzeitig eine Anzahl Eier für den Gießener Markt mit sich führte. Durch das Rütteln des Korbes beim Gehen waren ein paar Eier zerbrochen und der Inhalt eines dabei befindlichen faulen war in den Geldbeutel eingedrungen und hatte durch den in ihm enthaltenen Schwefelwasserstoff das Silbergeld schwarz gefärbt.

Der Steuerbeamte weigerte sich, dies beschmutzte und nach seiner Meinung verdorbene Geld anzunehmen, und wies den Landmann schroff ab, wodurch dieser in die größte Verlegenheit geriet und schier verzweifeln wollte. Er ging jeden ihm Begegnenden um Rat und Hilfe an, bis ihm jemand mitteilte, daß in dem chemischen Laboratorium beim Bahnhof ein Mann sich aufhalte, der die Kunst verstehe, schwarzgeordnetes Silber wieder weiß zu machen.

Zu diesem — es war Liebig — begab sich nun der Landmann und bat ihn um seine Hilfe, die ihm Liebig auch bereitwillig zusagte. Er gab das Geld zur Reinigung seinem Assistenten, der es denn auch durch Waschen und Anwendung von Säure in kurzem reinigte und sodann die wieder blank gewordenen Talerstücke dem hocherfreuten Eigentümer zurückreichte.

„Was bin ich Ihnen schuldig?“ fragte der Bauer den Professor.
„Nichts!“ erwiderte dieser wohlgelaut.
„Nun, dann trinken Sie und Ihr Gefelle für die Ihnen verursachte Mühe wenigstens ein gutes Glas Bier!“

Damit drückte der Bauer dem Gelehrten ein Zweigroschenstück in die Hand. Der „Gefelle“ war der nachmalige Professor Dr. Will. [N. v. S.]

Junggefellensleiden. — Von alters her ist man mit den Junggefellensleiden nicht allzu zart umgegangen. Der weise Plato achtete unverheiratete Männer einer Geldstrafe würdig, in Sparta trieb man die Junggefellens zu festgesetzten Zeiten in den Tempel des Herkules, wo sie von den noch unverheirateten Mädchen mit Stöcken geschlagen wurden. Kaiser Augustus zog bei Besetzung von Ämtern die Familienbäter den Unverheirateten vor und befreite Familien mit drei Kindern und darüber von Steuern, die statt dessen den Junggefellens auferlegt wurden.

Auch in modernen republikanischen und kolonialen Niederlassungen ist man hier und da ähnlich verfahren. Als zum Beispiel im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Franzosen von Kanada Besitz ergriffen, zogen zuerst nur Männer hinüber. Nachdem sich diese angesiedelt hatten, schickte die französische Regierung ihnen ein paar Schiffsladungen voll Mädchen nach, die geneigt waren, sich mit ihnen zu verheiraten. Nicht alle Ansiedler aber erwiesen sich als ehelustig. Da übte die Regierung einen Druck in dieser Beziehung auf sie aus und suchte sie durch hohe Besteuerung und durch Beschränkungen in ihrem Gewerbe, sowie in ihrer Bewegungsfreiheit zur Heirat zu drängen. Dagegen wurden die Verheirateten auf alle Weise bevorzugt. Nicht allein, daß sie sich im Besitze einer netten Frau sahen, ihr Hausstand wurde auch mit möglichst viel Behagen umgeben, und sie erhielten für jedes Glied der anwachsenden Familie regelrechte Prämien.

Die Stadtbehörden von Casham in dem puritanischen Kolonialstaate Massachusetts suchten am Ende des siebzehnten Jahrhunderts dadurch die Junggefellens zur Eheschließung zu treiben, daß jeder unverheiratete Mann jährlich drei Kränzen oder sechs Äpfeln schießen oder sonstwie erledigen und als Beweis deren Köpfe vorlegen mußte. Erst wenn sie statt dessen ihre Heiratsurkunde vorweisen konnten, waren sie von dieser Aufgabe befreit. [C. D.]

Metallkrankheiten. — Daß es auch in der sogenannten anorganischen Welt Krankheiten gibt, ist wohl nur wenig bekannt. Techniker aber kennen die Tatsache,

daß sich zum Beispiel Bronze aus nicht erkennbaren Ursachen von innen heraus zerstört wird. Es ist dies nicht etwa ein einfacher Prozeß, sondern eine Erscheinung, die tatsächlich am meisten Ähnlichkeit mit einer Krankheit hat. Man nennt die Erscheinung deshalb auch „Bronzepest“.

Bei Gegenständen aus reinem Zinn hat man eine ähnliche festgestellt. Neuerdings hat man diese Tatsache nun auch an einem Metall, nämlich am Eisen, festgestellt. Ein österreichischer Chemiker

der Küche seines Haushalts, über zwei Jahre im Gebrauche verzinntes Eisengeschloß brüchig und bröckelig wurde, von innen heraus. Alle Gegenstände des Gefäßes, Kochen darin und so weiter, erwiesen sich als unbrauchbar. Der Zerlegungsprozeß aus nicht aufzuhalten. Nur Einschmelzen half.

Der eigentümliche Verlauf einer Krankheit brachte den den naheliegenden Gedanken,tragung dieses krankheitsähnlichen zu versuchen, und siehe da! Der Versuch glückte vollständig. Der Zinnpest erkrankte Gegenstände mit gesunden Gegenständen in Verbindung, und die „Ansteckung“ erfolgte. Sie schritt so rasch vor, eines Tages ein Fleck bis zu einem Umfang davon ergriffen wurde zum Beispiel und dünn geworden wurden in der kürzesten Zeit men brüchig, so rasch schritt sie fort.

Vom Küssen. — Die nordische Schrift „Gusmoderen“ langen, geharnischten Artikel Mißbrauch des Küssens. Die greift namentlich das gewöhnliche Küssen an — die Küsse, die senlos zwischen zwei Menschen werden, die einander sonst nicht günstig sind.

Sie nennt den Kuß heilig, daß man ihn in Ehren halten sollte nur als Ausdruck der Liebe, Brautleuten, Eheleuten, Eltern und sonst nur in beschränktem schen Geschwistern und Freunden wandt werden.

Die nordische Verfasserin die recht. Man sollte nicht häufig küssen, sondern nur dann, wenn man wirklich das Bedürfnis nach anderen Menschen einen Beweis der Liebe oder Freundschaft zu geben.

Unerwartete Zustimmung.



Sie: Renommire doch nicht immer mit deiner Junggefellenszeit! Als ich dich heiratete, hattest du drei Hemden im Besitz, und die waren sogar noch geflickt — durch mich bist du überhaupt erst zu etwas gekommen!
Er: Das muß ich allerdings zugeben: geflickte Hemden habe ich seit der Zeit nicht wieder gesehen!

Kapsel-Rätsel.

- Sechs Worte sollst du nennen mir,
Ich gebe die Bedeutung dir:
1. Einen Stoff, so schwer und doch so weich,
Er kommt an Wert der Seide gleich.
 2. Bei manchem Volk das höchste Gut,
Erfordert ihr Gebrauch oft Blut.
 3. Ein herrliches Gedächtnis es gibt,
Das zum Gedenken sehr beliebt.
 4. Nun sage ein Getränk mir an,
Das eine Frau kaum missen kann.
 5. Wo ein Ereignis — noch so klein —
Gescheh, da müssen wir auch sein.
 6. In Afrika bin ich zu Haus,
Dem Bürenkammern oft ein Graus.
Nimm Kopf und Fuß von allen hier,
Bei jedem bleibt daselbe hier.

Auflösung folgt in Nr. 11.

Verwandlungs-Aufgabe.

Fahne — Talar — Stiel — Delta — Nagel — Braun — Fries — Traum — Insel — Seine — Niere — Norden.
Durch Umstellung der Buchstaben vorkommender Wörter sollen neue Wörter gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnspruch.

Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösungen von Nr. 9:

des Homonym: Vogen; des Rätsels: Reiter — Freiherr.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.